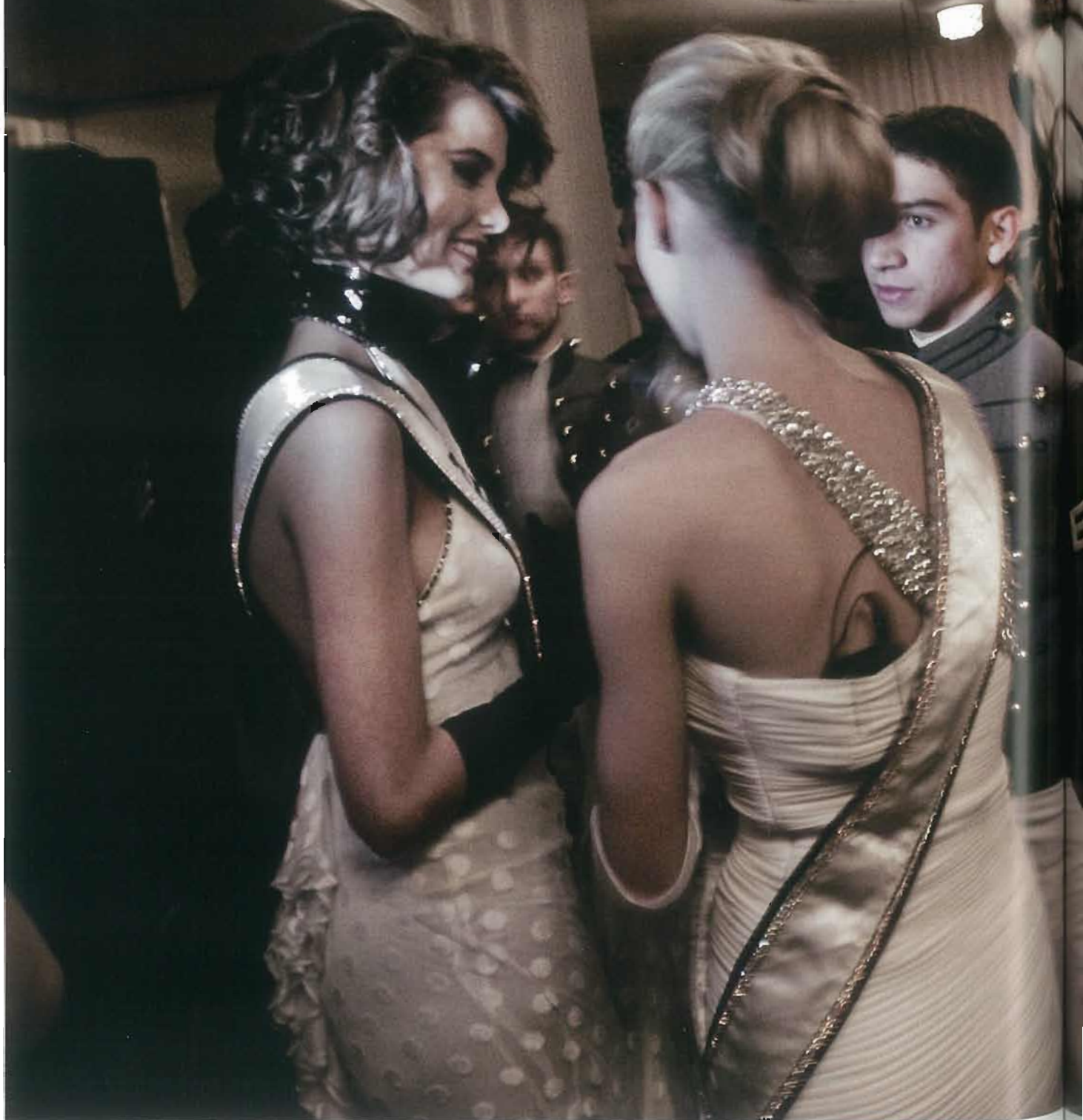


Wer es zum Millionär gebracht hat, dem stehen
gemeinhin alle Türen offen. Nicht aber diese hier:
Bei den großen Ballnächten New Yorks probt
die örtliche High Society Exklusivität nach dem
Vorbild europäischer Adelskreise



Schönheitsköniginnen und, ja, echte Pferde eröffnen den spektakulären Wiener Opernball im Waldorf-Astoria



FOTOS CHRIS MALUSZYNSKI TEXT STEFFI KAMMERER

VERSCHLOSSENE GESELLSCHAFT



FÜR DIESES DEBÜT MUSS MAN GEBOREN SEIN

Für viele ist es die Nacht ihres Lebens: Debütantinnen bereiten sich bei der Kopie des Wiener Opernballs darauf vor, in die Gesellschaft eingeführt zu werden. Perfekte Kleidung und makellose Manieren sind selbstverständlich – New Yorker Lässigkeit ist hier fehl am Platz

DIE ENKELTOCHTER von Präsident Lyndon B. Johnson war vor ihr dran. Hinter ihr steht eine Bismarck. Und nun, als es heißt „Australia“, da ist sie an der Reihe. Tief einatmen und raus aus der Kulisse. Unter ihr der blank polierte Holzboden des Waldorf-Astoria, in einem der größten Ballsäle New Yorks. Auf dem sie bitte, bitte nicht ausrutschen darf, nicht jetzt, vor all diesen Leuten. 40 Schritte sind es bis zur Bühne. Scheinwerfer mit Tausenden Watt sind auf sie gerichtet. An ihrer Seite ihr Begleiter im Frack, den sie kaum kennt. Gleich, oben auf der Bühne, wird er sie herumdrehen, sodass der ganze Saal ihr ins Gesicht schauen kann.

Mutter und Schwester sitzen dort unten; sie sind mit aus Australien angereist, vor zwei Wochen schon. Seither leben sie im Waldorf. Wie die andern auch. Einige ihrer Mit-Debütantinnen sind im Privatjet gekommen. Alle mit dem einen Ziel: standesgemäß in die Gesellschaft eingeführt zu werden, genauso wie ihre Mütter und Großmütter vor ihnen. Ein paar Schritte hinter ihr geht ein Kadett, der die australische Flagge trägt. Gleich muss sie knicksen. Ihr Name wird gerufen, der Name ihrer Eltern. Jetzt langsam den Oberkörper senken. Und nicht das Gleich-



gewicht verlieren. Eine Sekunde, zwei, drei. Ein Glück, dass sie jahrelang Ballettunterricht hatte. Geschafft!

24 Jahre sind seit ihrem Auftritt beim „International Debutante Ball“ vergangen, aber wenn Sheridan Hraska davon erzählt, glüht sie noch heute. Der große Abend hat nichts von seiner Bedeutung verloren. Das Kleid, das sie trug, wurde ihr Hochzeitskleid. Inzwischen lebt sie längst in New York, mit Mann und zwei Kindern. Der Ballszene ist sie verbunden geblieben; sie hilft ehrenamtlich, wo sie kann: Sitzt etwa beim polnischen Ball, dem „Bal Polonaise“, an der Kasse im Plaza Hotel und verkauft Tickets. Natürlich im Abendkleid, perfekt frisiert.

Rauschende Nächte mit weißen Kleidern, Handschuhen bis zum Ellbogen, dazu Bouquets aus pinkfarbenen Rosen: In New York, inmitten dieser schnelllebigen →



Alan Feuer lässt keinen Ball aus, auch wenn er auf die Zufuhr von Sauerstoff angewiesen ist, den er stilecht durch eine Pfeife saugt

PRUNK WIE ZU KAISERS ZEITEN



Stadt, blüht eine Subkultur, die voller Sehnsüchte steckt. Sehnsucht nach Traditionen, nach Glamour, aber auch nach Abgrenzung. Die New Yorker Ballnächte gelten als messerscharfer Gradmesser dafür, wer in dieser Stadt dazugehört und wer nicht. Als Truman Capote im November 1966 im Grand Ballroom des Plaza Hotel zum „Black and White“-Ball lud, seinem legendären Maskenball, teilte er die Society der Stadt unerbittlich: in 540 Eingeladene und den ganzen Rest.

Der International Debutante Ball, bei dem Sheridan Hraska eine von 66 Ausgewählten war, wird seit 1954 gefeiert. Es ist der Ball, auf dem die Nachfahren amerikanischer Präsidenten und europäischer Hochadeliger debütieren; bei dem der „Master of Ceremony“, Ivan Obolensky, ein russischer Prinz, die Gäste jüngst aufforderte: „Falls einer Ihrer Vorfahren die Unabhängigkeitserklärung unterzeichnet hat, stehen Sie nun bitte auf.“ Als sich einige Gäste erhoben, sagte er: „Das ist es, worum es bei dieser Party geht.“ Worum es nicht mehr geht, jedenfalls nicht in erster Linie: hier einen Ehemann zu finden, der Status und Reichtum verspricht. Ziel schon eher: talentierten Mädchen ein globales Netzwerk zu erschließen. „Hier werden Mädchen präsentiert, von denen klar ist, die könnten eines Tages eine Regierung oder ein Unternehmen führen“, sagt Hraska.

DIE TRADITION der Debütantinnenbälle in Amerika stammt aus Großbritannien. Bis Königin Elisabeth II. das Ritual Ende der 1950er Jahre abschaffte, wurden junge Frauen aus aristokratischen Familien bei Hofe vorgestellt. Sie waren damit offiziell auf dem Heiratsmarkt und konnten sich in der Öffentlichkeit mit einem Mann sehen lassen. Im 19. Jahrhundert wurden die Debütantinnenbälle in die USA importiert, fanden zunächst in Privathäusern statt: Orchester spielten, Blumen füllten alle Räume, die „New York Times“ druckte die Gästeliste ab.

Auch Jackie Kennedy, die damals noch Bouvier hieß, gab ihren gesellschaftlichen Einstand in New York. Als 1952 ihre kurzzeitige, bald wieder gelöste Verlobung mit einem gewissen John G.W. Husted jr. in der „New York Times“ ange- →

zeigt wurde, standen dort nicht nur die Schulen, die sie besucht hatte, sondern eben auch: „Sie war eine Debütantin der 1947er Saison.“ Das Debüt gehörte damals zwingend dazu, was sich in den 1960er Jahren mit dem Vietnamkrieg kurzzeitig änderte; da hatten auch die Kinder der Oberschicht anderes im Sinn.

Heute sind die Bälle New Yorks wieder so vielfältig wie die Stadt. Bei den Gala-Abenden großer Institutionen – der Museen, Opern, Krankenhäuser, Büchereien – werden dicke Schecks geschrieben. Beim „Costume Institute Ball“ des Metropolitan Museum etwa, dem Schaulaufen in Roben, kostet ein Tisch schon mal 150 000 Dollar. Dann gibt es viele europäische Bälle, ähnlich dem polnischen. Die Briten haben einen, die Tschechen, die Russen sogar zwei: den „Petroushka Ball“, mit dem Waisenkinder in Russland unterstützt werden, und den „Russian Nobility Ball“.



Die Deutschen steuerten den „Quadrille-Ball“ bei, der zu den elegantesten gehört. Noch heute, genau wie vor einem halben Jahrhundert, finden sich ab Oktober einmal pro Woche ein paar Dutzend junge Menschen in einem Proberaum auf der Upper East Side ein, um sich im französischen Kontratanz drillen zu lassen, zur „Fledermaus“ von Strauss. Manche haben deutsche Vorfahren, aber die Mehrzahl ist nur hier, weil sie das Zeremoniell aus der alten Welt fasziniert.

DREI MONATE LANG trainieren sie bis zur Ballnacht Ende Januar. „Lächeln!“, ruft Gordon Cooper, der Tanzmeister, ein Brite, der in den 1970er Jahren eine Reise durch Amerika machen wollte und in New York hängen blieb. „Ihr müsst lächeln, lächeln, lächeln. Und flirten, kokett sein! Augenkontakt, bitte! Den Rücken gerade! Mühelos muss es aussehen. Jede Anspannung überträgt sich aufs Publikum.“ Die Kommandos gibt er auf Französisch. Dass weder er noch die meisten seiner Zuhörer die Sprache beherrschen, stört niemanden, es erhöht nur die Exotik: „Première paire, révérence.“ „A gauche, à droite.“ Zum Schluss: „Grande révérence!“ →

Die Tänzer bereiten sich monatelang auf die perfekte Ballnacht vor, lernen Manieren, Haltung, Rituale. Wann ein Lächeln angebracht ist und wann nicht. Und wie man eine Dame formvollendet zum Tanz auffordert

WER NICHT SOLL, WEISS NICHTS VON DEN BÄLLEN



WIE IN DER ALTEN HEIMAT



Für Emigranten und deren Nachfahren: der »Russian Nobility Ball« im Pierre Hotel

Der erste Quadrille-Ball fand 1961 statt und war ein Wagnis. Viele Jahre hatte die deutsche Gemeinde gezögert; Kultur, Ästhetik, Anmut, das waren nicht die ersten Dinge, die New Yorkern zu dieser Zeit einfielen, wenn sie an Deutschland dachten. Ina Kessler, gebürtige Berlinerin und Ehefrau eines New Yorker Arztes, wollte genau das ändern. Als Ehrengast kam Prinz Louis Ferdinand von Preußen, der Kaiserenkel. Damals wie heute ging es darum, Geld zu sammeln, um den Studentenaustausch zwischen Amerika und Deutschland zu finanzieren.

Der Ball ist mit 300 bis 400 Gästen nicht riesig, aber er hat eine treue Anhängerschaft, über Generationen hinweg. Zu den illustren Alumni zählt Alan Z. Feuer, pensionierter Börsenmakler und Gentleman alter Schule. Ein belesener Junggeselle mit blütenweißen Handschuhen, der Polo und die Oper liebt und niemals woanders leben würde als auf der Upper East Side. Er hat drei Fräcke im Schrank, dazu mehrere Sets frisch gestärkter Hemden. Die braucht er auch, wie die Wände seiner Wohnung zeigen: Sie sind über und über dekoriert mit Fotos von Abenden, die Feuer im Pierre oder Plaza oder dem Waldorf verbracht hat, unter Kronleuchtern, im Walzerschritt. Seine Welt. 1976 tanzte er seine erste Quadrille. Feuer gehört diversen Komitees an, engagiert sich bei mehr als einem halben Dutzend Bällen. Beim International Ball ist er „Co-Chair“ des „Presentation Committee“ und damit zuständig für die Details, auf die am Ende alles ankommt: wie die Herren sich verbeugen, die Damen knicksen, wo sie losgehen, wie sie sich drehen. Feuer erklärt, wie genau Dame und Herr die Hände verschränken; seine rechte, ihre linke, die Arme 45 Grad angewinkelt. „Man läuft ja nicht einfach Hand in Hand, als ginge man spazieren.“ Die Nachhilfe tut manchmal not. Einmal kam ein junger Mann ganz in Weiß zum Ball. Er glaubte, richtig gekleidet zu sein, schließlich hatten immer alle von „White Tie“ gesprochen.

ES IST SCHWIERIG, in die privilegierte New Yorker Ballszene einzudringen. Bei einigen wenigen Veranstaltungen dieser Art kann man zwar Tickets auch ohne Einladung kaufen, fast wie für eine Broadway-Show. Die wirklich alte New Yorker Gesellschaft aber, die bleibt unter sich. Auf Bällen, zu denen niemand Zutritt findet, der nicht ohnehin dazugehört. Mehr noch: weil niemand, der es nicht soll, überhaupt von diesen Bällen weiß. Es gibt zu diesen Veranstaltungen keine Homepages, keine Telefonnummer, fast nie steht etwas in der Zeitung. Es ist eine unsichtbare, unüberwindbare Grenze.

Etwa beim Ball der Mayflower Society im University Club. Wer hier tanzen möchte, der braucht Dokumente, die eine direkte Verwandtschaft zu den amerika-

nischen Pilgervätern nachweisen, die einst bei Cape Cod vom Segelschiff stiegen, um sich im Land anzusiedeln. Das Menü bleibt den Pilgrim-Vorvätern treu: Truthahn und Maissuppe. Jedes Jahr gibt es fünf oder sechs Debütantinnen. Nur Töchter, Enkel oder Nichten von Mitgliedern sind zugelassen. Auch beim „Junior Assembly Ball“ tanzt ausschließlich, wer zum New Yorker Uradel gehört. Viele tragen Namen wie Mortimer, Vanderlip, Winthrop oder Stuyvesant. Hier hilft vor allem, wenn der Stammbaum sehr weit zurückreicht, am besten bis ins 18. Jahrhundert.

Zu den Highlights der Saison zählt auch der Wiener Opernball im Waldorf-Astoria, seit 1955 einer der spektakulärsten Bälle überhaupt, mit feierlichem Einzug von Westpoint-Kadetten und mit Auftritten von Opernsängern der Met. Und mit einer Kutsche, die durch den alten Ballsaal gezogen wird – auf Spezialschuhen traben die Pferde dann direkt an den festlich dekorierten Tischen vorbei. Unter den rund 600 Gästen sind Diplomaten, UN-Offizielle, Größen aus Wissenschaft und Industrie und, auch das hat sich eingebürgert, Miss USA oder Miss Universe. Die Debütantinnen dürfen nicht älter sein als 25, sie müssen sich schriftlich bewerben, und fast alle kommen auf Empfehlung.

„Da gibt es also eine gewisse Vorauswahl“, sagt Marcie Rudell, seit zehn Jahren verantwortlich für den Wiener Opernball in New York. Die Kriterien, nach denen sie entscheidet, ließen sich schwer vermitteln, sagt sie. „Es geht um Persönlichkeit. Was wir nicht wollen, sind Primadonnen. Wir wissen einfach, wer passt.“ Eine Bewerbung von jemandem, von dem noch niemand je etwas gehört hat, ist unwahrscheinlich: „In diesen Kreisen ist New York eine sehr kleine Stadt.“

Der polnische Fotograf **Chris Maluszynski**, 36, arbeitete sich eine komplette Saison



lang durch den New Yorker Ballzirkus. **Steffi Kammerer**, 41, Autorin in Berlin und New York, traf selten auf so viele Menschen, die so wenig sagen wollten.